



Ulrike Jenni

Vielschichtig

**Kunstfotografie von Gabriele Johanna Schatzl und
Texte von Gerda Marie Pogoda - eine fruchtbare
Zusammenarbeit zweier Künstlerinnen
unterschiedlicher Medien.**

Drei künstlerische Fotografien werden in diesem Beitrag vorgestellt, ein kleiner Teil einer Ausstellung, die im Herbst 2012 im Café Prückel zu sehen war. Es handelt sich dabei um einen Zyklus, der zu Fragen des Wassers in verschiedenen Erdteilen poetisch-dichterisch und kritisch Stellung nimmt. Schatzls Fotografien sind medienübergreifend, denn sie entstanden in intensiver Auseinandersetzung mit dem geschriebenen Wort: Gedichte und Kurztexte von Gerda Marie Pogoda dienten als Ausgangspunkt und Ressource für Assoziationen.

Drei der Textvorlagen beschäftigen sich mit anderen Themenbereichen, daraus wählte ich das Fotoblatt - „Medusa“ ? für diesen Beitrag aus, weil das dazugehörige Gedicht kühn ist, dabei aber auch zum Schmunzeln anregt. Die kämpferische Haltung Medusas, die - gegen eine Göttin und einen Helden antretend - ihr Leben selbst in die Hand nimmt, passt hervorragend zum Internationalen Frauentag.

Schatzl kehrt im Laufe ihres Werkprozesses wiederholt zu Pogodas Texten zurück, liest sie immer wieder, Bilder entstehen vor ihren Augen, die sie bildnerisch-fotografisch umsetzt. Ihre Fotos sind aus verschiedenen Ebenen aufgebaut, die übereinander liegen oder sich auch ineinander verweben, sodass des Öfteren ein geradezu malerischer Eindruck entsteht. Die Arbeiten gewinnen durch die aufwendige und arbeitsintensive Arbeitsmethode formale und inhaltliche Tiefe - eine besondere Stärke dieses Zykluses.

Kaituna

Thema von „Kaituna“ ist die Dezimierung der Maori, der indigenen Bevölkerung Neuseelands, und die fortschreitende Zerstörung ihrer Kultur. Gerda Marie Pogodas Text handelt von dem entschlossenen und letztendlich siegreichen Kampf der Maori für die Reinhaltung des Flusses Kaituna und gegen das geplante Einleiten der Abwässer einer nahe am See gelegenen Stadt der englischen Kolonialmacht. Die Maori-Kultur war eine Zivilisation im Fluss, im See. Kaituna war Wasserstrasse, Nahrungsspender und heilendes Gewässer zugleich: *„Nein, sagten wir, denn Kaituna heilt die Krankheiten von Körper und Geist. Wenn Waimate hineingegossen wird, erlöscht seine Lebenskraft.“*

Die Kunstfotografie zeigt eine kongeniale Übereinstimmung von Inhalt und formaler Ausführung. Die Künstlerin findet einen Weg, das vielschichtige Problem des bedrohten Landes an Hand zweier Köpfe verständlich zu vermitteln. Sie stellen je einen Vertreter zweier gesellschaftlicher Gruppen mit unterschiedlichen Interessen dar - der Maori und der europäischen Einwanderer. Das Interesse der Letzteren ist, im konkreten Fall, ihre Abwässer auf Kosten anderer los zu werden, die marginalisierten Maori kämpfen um ihren Lebensraum, der allein ihr Überleben sichert.

Auf der rechten Seite des Fotos taucht nahsichtig der Kopf eines Maori aus dem Untergrund auf. Seine Gesichtszüge sind jedoch weitgehend verschwommen, insbesondere seine breite Nase. Seine eine Gesichtshälfte besteht aus abstrakten, grün-lila Strukturen zerstörter Haut. Die Position des Auges wird nur an Hand des zweiten Auges in der anderen hellgrün erleuchteten Gesichtshälfte erkennbar. Dieses ist nach oben verdreht, gebrochen - der Blick eines Sterbenden oder Toten. Die Oberfläche der sonnenbeschieneenen Kopfhälfte ist von feinen Strukturen überzogen, die zum Teil wie Lichtreflexe auf einer Wasserfläche wirken. Bedrohlich dunkle Balken schieben sich über den Kopf, die den Eindruck vermitteln, als ob unsichtbare Blätter und Äste von einer Wasseroberfläche ihren Schatten auf den Schädel werfen. *„Viele von uns Maori, die am Rotorua lebten, wurden krank und starben. Der See fing an zu stinken.“*



Gerda Marie Pogoda, Foto: Karl Schmaus



Wald

Als sie an den Rand der Wüste kamen, verkauften die Männer sämtliche Elefanten, kauften andere Tiere und Wasserschläuche. Die Frauen und Kinder waren traurig, weil die Elefanten ihre Freunde waren. Vor den anderen Tieren hatten sie Angst. Die Männer kauften zum Trost Süßigkeiten für die Kinder und goldene Armreifen für die Frauen. Die Frauen machten ein schönes Essen aus Reis und Früchten. Dann verluden sie das Gepäck und die Wasserschläuche.

Zwei Führer sollten sie zur ersten Oase bringen und wieder zurückgehen. In der ersten Oase sollten Oasen-Männer sie zur nächsten Oase führen und danach zu ihrem Platz zurückgehen. Wieder so von der zweiten zur dritten Oase. Einige Tage weiter hätten sie die Wüste durchquert.

Susuchaya konnte auf dem trockenen Boden schlecht laufen. Ihre Augen schmerzten. Ohne einen Baum über sich konnte sie nicht schlafen. Als sie in der zweiten Oase ankamen, weinte Susuchaya vor Glück, als sie Bäume sah. Die Menschen in dieser Oase waren sehr gastfreundlich. Sie hatten schöne Gärten um vier Quellseen herum. Die Bäume waren hoch und schattig. Susuchaya ging von einem zum anderen und streichelte sie. Als die Reise nach der Rast weiterging, wollte Susuchaya nicht mit.

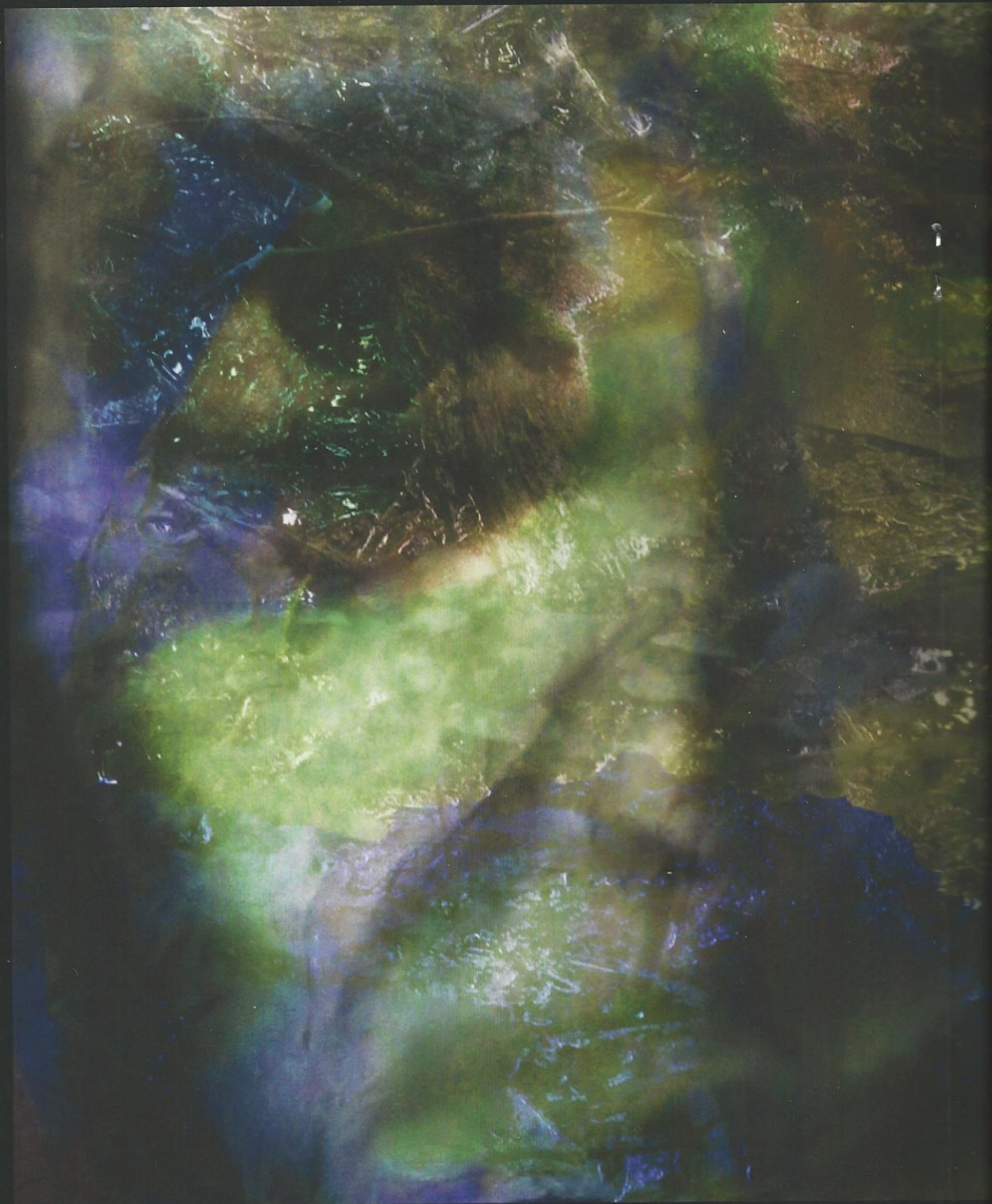
Wenn zweihundert Erwachsene auf ein Kind warten sollen, gibt es Ärger. Susuchaya spürte, dass ihre Familie sie zwingen wollte, mitzukommen. Da band sie sich an einem Baum fest, wie die Männer es gemacht hatten, als die Fremden mit den Sägen in ihren Wald gekommen waren.

Alle standen um Susuchaya herum, aber niemand traute sich, das Seil durchzuschneiden und sie zu prügeln. Die Erwachsenen erklärten ihr, dass sie auf der anderen Seite der Wüste einen neuen Wald finden würden; dass die Alten von diesem Wald wüssten; dass sie dort leben könnten; dass dort viel Wasser wäre.

Dass-dass-dass-dass, dachte Susuchaya. Sie hatte sich entschlossen. Von hier aus konnte ihre Seele den Wald noch finden; wenn sie weiterging, nicht mehr. Da sagten die Oasen-Menschen, dass sie bleiben könnte. Sie schenkten ihr ein Stück Garten und ein Äffchen, das nannte sie Yanu.

So wurde Susuchaya Gärtnerin. Manchmal war sie traurig. Dann spielte sie auf ihrer Flöte. Die anderen sagten, wenn sie Flöte spielte, Susuchaya läuft auf Moos.

Gerda Marie Pogoda



Kaituna

Zum Regen sagen sie Schlechtes Wetter. Sie sind auch sonst sehr einfältig. Und ungeschickt. Außerhalb ihrer Städte sterben sie, weil sie das Wasser nicht finden, Nahrung nicht erkennen, die Sprache der Luft und der Tiere nicht verstehen. Dabei sind sie herrschaftstoll. Halb drollig, halb gefährlich, und immer voller Angst.

So kamen sie auch zu uns. Am Rotorua See bauten sie eine Stadt. Wir lebten hier an unserem Fluss Kaituna. Ihr Waimate leiteten sie in den Rotorua See. Pflanzen und Fische verdarben. Viele von uns Maori, die am Rotorua lebten, wurden krank und starben. Der See fing an zu stinken. Es wollten keine Besucher mehr kommen, um die heißen Quellen und Geysire zu besuchen. Da beschlossen sie, lange Rohre um den See herum zu unserem Fluss zu bauen und ihr Waimate in unseren Fluss Kaituna einzuleiten.



Nein, sagten wir, denn das ist falsch. Pflanzen und Fische werden verderben, und wir Maori werden krank und sterben. Es wird so wie am Rotorua.

Nein nein, sagten sie, denn wir werden das Waimate filtern und klären, bevor es in den Fluss kommt.

Nein, sagten wir, denn Kaituna heilt die Krankheiten von Körper und Geist. Wenn Waimate hineingegossen wird, erlöscht seine Lebenskraft, und wir haben kein Mauri mehr, das unsere Krankheiten heilt. Sie waren ungeduldig, weil von Mauri nichts in den Gesetzen steht. Jede Stadt braucht einen Fluss für das Waimate, sagten sie.

Nein, sagten wir, Waimate und Wasser dürfen nicht zusammen, Waimate muss immer zurück zur Erde. Schließlich gingen wir vors Tribunal.

Dort bekamen wir Recht.

Die Stadt muss nun ihr Waimate vorgeklärt auf Land ausbringen. In einer großen Fichtenpflanzung. Zuviel bringen sie aus, und viel zu schnell.

Sie haben mehr Waimate als Verstand.



Medusa

Noch benommen
aufgewacht aus der Vergiftung
sprachlos sprachlos kommt Medusa
holt sich ihren Kopf zurück
der hängt an Athenes Gürtel
brave Vattertochter
haut Athene in die Fresse
holt sich ihren Kopf zurück

geht zu Perseus
hält ihm seinen blanken Schild vor
da schaut er in eine Fratze
tausendjähriger Gewalt
und erstarrt

füllt den leeren Leib mit Blumen
die verwandeln sich in Wörter
die verwandeln sich in Lieder
holt sich ihren Kopf zurück

Gerda Marie Pogoda

Daneben befindet sich ein zweiter Kopf, dessen eine Hälfte ebenfalls beleuchtet ist, die andere halb im Dunkeln entschwindet. Der Mann ist einer der Einwanderer mit gerader scharfer Nase und strengem Mund. Sein Auge ist deutlich als Lebendes zu erkennen, dessen schwarze Pupille bedrohlich aus einer dunkelbraunen und intensiv violetten Augenhöhle blickt. Die Hellhäutigkeit zeigt sich unter dem kalten Grün der Wangenpartie und der Nasenspitze. Das intensive Violett umrandet die Gesichtshälfte und strömt Todesgefahr aus. Der Kopf des Maori ist hingegen in warmen Farben gehalten, helles Grün und helles Braun, von gelblichem Licht durchflutet, sind vorherrschend - alles Farben, die mit Natur assoziiert werden. Die Auswahl der Farben sowie die Verteilung von Licht und Schatten bewirken nicht nur eine Gliederung sondern setzen auch gestalterische Akzente, die inhaltlich untermauert werden; Stimmungen kommen auf, Bedrohung, schwebende Angst brechen in das Bildgeschehen ein.

Die Fotografie ist klar gestaltet, das Thema sofort erkennbar, allerdings in einer verallgemeinerten Fassung: Bedrängung und Ungleichheit. Dass es sich dabei um einen bestimmten Vorfall in der Geschichte der Maoris handelt, wird erst in Zusammenhang mit der Textlektüre erfahrbar.

Medusa

Wie bei allen Gestalten der griechischen Mythologie, so auch bei Medusa, sind verschiedene textliche und bildliche Überlieferungen zu ein und derselben Gestalt erhalten, teilweise mit widersprechendem Inhalt. Im Falle von Medusa wandelt sich die bildliche Darstellung von einem Ungeheuer in archaischer Zeit (7. Jh. v. Chr.) zu einer schönen Königin im Hellenismus (ab 300 v. Chr.).

Die Ereignisse des Mythos werden in dem Gedicht von Pogoda völlig verändert. In einer der bekanntesten, von Robert von Ranke-Graves (Kapitel 33, b) festgehaltenen Fassung, überrascht Athena Medusa (ursprünglich noch von schöner Gestalt) mit Poseidon in einem ihrer Tempel. Als Strafe für ihr Vergehen wird Medusa von der erzürnten Göttin in ein geflügeltes Ungeheuer mit glühenden Augen, riesigen Zähnen, heraushängender Zunge, bronzenen Klauen und Schlangenlocken verwandelt. Beim Anblick ihres Antlitzes versteinerten die Menschen bis Perseus mit Hilfe Athenes Medusa den Kopf abschlug. Die kriegerische Göttin befestigte das Haupt der Medusa (das Gorgonenhaupt) an ihrem Brustpanzer und / oder auf ihrem Schild. Die im feministischen Sinne vorgenommenen Veränderungen und Verschiebungen in dem Gedicht von Pogoda zeigen sich u. a. im Refrain: „ [Medusa] holt sich ihren Kopf zurück“ und „haut Athene in die Fresse“. Medusa hält Perseus seinen blanken, von Athene erhaltenen Schild als Spiegel vor, der ihm half Medusa zu enthaupten, ohne zu versteinern: „... da schaut er in eine Fratze / tausendjähriger Gewalt / und erstarrt“. Nun ist es ihr einstiger Bezwinger Perseus, der beim Anblick seines eigenen Spiegelbildes erstarrt, während sich Medusa ihr Gesicht und damit ihre Handlungsfähigkeit von ihm zurückholt.

Die Künstlerin macht den von Medusa zurück gewonnenen Kopf zum Hauptinhalt der Fotografie. Durch eine „Maske der Grausamkeit“, wie sie Schatzl bezeichnet, die über das reale Gesicht Medusas gelegt wurde, entstehen beide Gesichter der Medusa, die im Mythos vorhanden sind - das Schöne und das des Ungeheuers. Der transitorische Prozess des sich Befreien von dem schauerlichen Antlitz vollzieht sich in der Dezimierung des Grässlichen hin zum Menschlichen.

So haben sich die Augen schon den Weg durch die Maske gebahnt und blicken mit gütigem Ausdruck, sind aber noch rot umrandet - ein Relikt der ehemals glühenden Ungeheuerlichkeit. Über dem Mund kleben noch Reste der Grausamkeit, trotzdem sind die schönen, im Ansatz lächelnden Lippen bereits erkennbar. Das übrige Gesicht von der Stirn bis zum Kinn, von Backe zu Backe ist noch von der hässlichen Maske überzogen. Die Haare wurden von der Fotokünstlerin bewusst nicht als Schlangen, sondern als Wellenlocken gestaltet um ihr Werk nicht in die unendliche Reihe der grässlich entstellten Medusa-Häupter einzureihen. Eine Schlange taucht jedoch auf der rechten Fotohälfte auf und Medusas Blick ruht auf ihr. Aug in Aug mit der Weisheit. Die Schlange hat eine Umdefinition erfahren. Diese Wandlung beinhaltet das Gedicht nicht, sondern ist das Ergebnis eines Weiterdenkens der Fotokünstlerin. Eine lange, breite Haarsträne schlängelt sich zum Reptil - als Ausdruck der Verbundenheit.

Die Technik von Gabriele Johanna Schatzl lässt sich an Hand des Medusa-Blattes gut nachvollziehen. Die übereinander gelegten und aus verschiedenen Fotos aufgebauten Ebenen gehen oft so sehr ineinander über, dass sie kaum mehr als getrennte Schichten wahrnehmbar sind. Sie verweben sich zu einer Geschichte und vermitteln verschiedene Realitätsstufen und Sinnebenen.

Hier beginnt die Reihenfolge der Ebenen:

- 1) mit bunten Strahlen, die vom Mittelpunkt des Blattes ausgehen. 2) Rot-gelbe Blumen „[Medusa] füllt den leeren Leib mit Blumen“. Der leere Leib ist eine Anspielung an die Geburt des Pferdes Pegasus, die im Zuge der Enthauptung Medeas stattfand. Daraufhin entsprangen Pegasus und sein Zwillingsbruder Chrysaor dem toten Leib, in anderen Versionen des Mythos dem Haupt Medusas.
- 3) Perseus, der im Laufe der Arbeit stark dezimiert wurde und nicht mehr zu erkennen ist. 4) Nochmals Blumen.
- 5) Die „Maske der Grausamkeit“, die von Schatzl aus rosafarbenem Ton hergestellt, dann abfotografiert und über das reale Gesicht gelegt wurde. 6) Schriftzeilen in der rechten unteren Hälfte der Fotografie. Sie weisen auf Geschichtsschreibung hin und sind in der Endfassung nur mehr als Struktur, in Form von dunklen Balken wahrnehmbar. 7) Für das wirkliche Gesicht der Medusa wählte die Fotografin das Gesicht einer älteren Frau, über das die Maske gelegt ist. 8) Stab-Schlange. 9) Die gelockten Haare der Medusa. 10) Ein intensiv-helles Farbzentrum neben der Wange der Medusa, das als Pendant zu den kräftig roten Blumen und als Gegensatz zu den vorherrschenden Braun- und Grautöne dient.

Jede der Ebenen muss digital fotografiert und danach am Computer bearbeitet werden, wenn auch nicht immer so viele Ebenen nötig sind, um dem Thema gerecht zu werden.

Wald

Die Fotografie illustriert die kurze Geschichte des Mädchens Susuchaya, das mit dem Wald ihrer Heimat eng verbunden ist, den sie verlassen musste, nachdem Fremde in ihn eingedrungen waren. Bei der Durchquerung einer Wüste mit ihrer Familie konnte und wollte sie nach der Rast in der ersten Oase nicht mehr weitergehen. Sie band sich an einen Baum, wie sie es bei den Männern gesehen hatte, als die Fremden mit den Motorsägen in ihren Wald gekommen waren. „*Sie hatte sich entschlossen. Von hier aus konnte ihre Seele den Wald noch finden; wenn sie weiter ging, nicht mehr.*“ Darauf boten die Oasen-Bewohner ihr an zu bleiben, schenkten ihr ein Stück Garten und Susuchaya wurde eine Gärtnerin.

Die Liebe zu den Bäumen wird in der Fotografie durch die vorherrschend grüne Farbe verbildlicht, die zugleich auf den Beruf der Gärtnerin verweist. Ein Grün, von gelbem Licht erhellt, das sich vor allem auf jener Seite konzentriert, auf der sich die eine Hälfte des Mädchenkopfes befindet, der mit vielen gelben Sonnenflecken sowie seinen lebendigen Strukturen an Moos und an Oberflächen anderer Pflanzen erinnert.

Intensives Blau blitzt auf der gegenüberliegenden Seite der Fotografie auf, Wasser aus einem der vier Quellseen, das für gutes Gedeihen der geliebten Bäume und der anderen Pflanzen lebensnotwendig ist. Die Hand Susuchayas, die vollständig zu sehen ist, kommt aus dem blauen Bildrand und reicht in die grüne Zone hinein.

Die Fingerstellung der Hände bezieht sich auf die letzten Zeilen der Erzählung. Es sind Fingerhaltungen, die beim Flötenspielen eingenommen werden. In dem Pogoda-Text heißt es: „Manchmal war sie traurig. Dann spielte sie auf ihrer Flöte. Die anderen sagten, wenn sie Flöte spielte, Susuchaya läuft auf Moos.“

Obwohl in der bildnerischen Gestaltung immer wieder auf die Texte von Gerda Marie Pogoda Bezug genommen wird, sind die einzelnen Kunstfotografien Gabriele Schatzls eigenständige Kunstwerke, die von ihrem Medium ausgehend, eigene Gesetze entwickelt hat. Die Fotografin hat eine autonome Sprache gefunden: das digitale Arbeiten mit mehreren Ebenen. Bei der Menschendarstellung zeigt sie eine Vorliebe für nahsichtige Köpfe, meist nur zur Hälfte, fragmentiert. Die Textur und der Detailreichtum der abfotografierten Naturvorbilder werden in der Nahansicht umso evidenter. Sie erzeugen eine - im wahrsten Sinne des Wortes - vielschichtige Wirkung, die schrittweise, suchend und auf vielen Wegen erkundet werden kann.

Dr. Ulrike Jenni unterrichtet am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien

Foto: Karl Schmaus



Gabriele Johanna Schatzl

lebt und arbeitet in Wien

(Berufs-)Praxis als Kunstfotografin:

1992 Stipendium für Fotografie des Bundesministeriums für Wissenschaft und Kunst

Seit 1996 Fotoarbeiten in Kunstfotografie für diverse kulturelle und gesellschaftliche Veranstaltungen (Frauenvolksbegehren 1997, SOS Mitmensch, Volkshochschulen Österreich, Volksbildungswerk Burgenland, UNI Wien u.a.)

Seit 2007 Lehrgangsleiterin des Lehrgangs „Künstlerische Fotografie“ bei MAATartio

Ausstellungen in Kunstfotografie:

März 1992 Ausstellung in der Fotogalerie Wien im WUK.

März 1994 Ausstellung im Atelier in der Vorgartenstraße mit der Malerin Judit Sauter, Wien.

Oktober 1995 Ausstellung im „Grünen Haus“, Wien.

November 1996 Ausstellung in der Firma, sitte*wegscheider, Büro für Öffentlichkeitsarbeit, Wien.

November 2004 Ausstellung gemeinsam mit Barbara Schuster und Thomas Mariaschk im Verein MAINual, Wien

2009-2012 Grüne SeniorInnen Österreich:

Ausstellungsprojekt: „Neues.ZeitALTER“,

Wanderausstellung durch Österreich:

Wien, Klagenfurt, Linz, Graz

2011 Kunstspektakel in Langenlois

2012 Ausstellung zum Symposium:

Altern in Europa, in Graz

2012 „BilderLesen“ im Café Prückel, Fotografien zu

Texten von Gerda Marie Pogoda

Kunstfotografie und Visuelle Kommunikation

im eigenen Unternehmen MAATartio www.maat-artio.at

Die Fotografie ist mir Kommunikation

Die Fotografie ist mir Ausdrucksmittel

Die Fotografie ist mir Spiegel

Die Fotografie ist mir Vergangenheit, Gegenwart und

Zukunft in einem einzigen Augenblick